



Die Kirche von San José de Chiquitos in Bolivien, die als Gotteshaus einer Jesuitenreduktion errichtet wurde. (Bild: Jose Olmos / AP)

Das Ende des heiligen Experiments

Vor 250 Jahren wurden die Jesuiten aus Lateinamerika vertrieben – damit auch aus den sogenannten Reduktionen.

Richard Bauer, Quito und Juli 5.12.2017

Die Jesuitenkirche in der ecuadorianischen Hauptstadt Quito gilt als das prächtigste Gotteshaus Lateinamerikas schlechthin. Auch weitgereisten Touristen verschlägt es den Atem, wenn sie durch das stattliche Hauptportal den originalgetreu restaurierten Innenraum betreten. Ein reich geschmückter rotgoldener Windschutz markiert die Trennlinie, wo reale und spirituelle Welt hart aufeinandertreffen. Bis hinauf zur Kuppel sind Seitenwände, mehrstufige Altäre, gewundene Säulen und prächtige Tonnengewölbe mit 23-karätigem Blattgold verkleidet. Oberlichter sorgen dafür, dass die starken Sonnenstrahlen am Äquator, auf knapp 3000 Metern Höhe, ungefiltert ins Innere dringen und das Gold zum Glänzen bringen. Unzählige Cherubine und Heilige bevölkern den Raum und beflügeln die Phantasie des Betrachters. Ein Bild der Höllenqualen, ein anderes vom Jüngsten Gericht erinnern die Gläubigen vor dem Verlassen der Kirche an ihre Christenpflicht, ein Gott wohlgefälliges Leben zu führen. Das Ziel der Jesuiten und ihrer Baumeister: Über Herz und Sinne sollten die Bekehrten, meist Indigene ohne Schulbildung, angesprochen und vom Christentum überzeugt werden.

Unternehmerischer Geist

La Compañía, so die gängige Bezeichnung dieser Kirche der Jesuiten, deren vollständiger Name Gesellschaft Jesu lautet, zeugt von Prunk und Macht des einst wohl einflussreichsten katholischen Ordens im spanischen Kolonialreich. Von der Grundsteinlegung bis zum Abschluss der verschnörkelten, aus Vulkanstein errichteten Fassade dauerte es volle 160 Jahre. Das Geld für die weltlichen Bedürfnisse wie Bau und Betrieb von Kirchen, Schulen und Spitälern erwirtschafteten die umtriebigen Patres auf eigenen Gutshöfen, nicht zuletzt dank Tausenden von Sklaven, die – dem Zeitgeist entsprechend – ohne moralische Skrupel aus Afrika herbeigeschleppt wurden. In der heutigen ecuadorianischen Provinz Imbabura, im Tal von Chota, bauten die Jesuiten grossflächig Zuckerrohr an und erhöhten dank raffinierten Bewässerungssystemen die Ernteerträge. Bald hielten sie das Zuckermonopol für die ganze Region in ihren Händen.

Eingeweiht wurde die Jesuitenkirche in Quito 1765. Doch lange konnten sich die Ordensleute ihres Meisterwerks nicht erfreuen. Keine zwei Jahre später traf sie wie ein Blitz aus heiterem

Himmel der Bannstrahl des aufklärerisch gesinnten Königs Karl III. und seiner antijesuitisch eingestellten Berater. Im Frühjahr 1767 verfügte der spanische Hof die Vertreibung der Jesuiten aus dem Mutterland und allen überseeischen Besitzungen, allen voran aus Lateinamerika.

Mehr als 5000 Angehörige der Ordensgemeinschaft wurden über Nacht zu Verfolgten. 2700 Patres wurden aus Spanien ausgewiesen, 2600 aus den Kolonien in Amerika und den Philippinen. Als Exilierte fanden sie Unterschlupf in Italien und auf Korsika. Die Besitztümer der Jesuiten wurden beschlagnahmt. In Lateinamerika waren dies die Güter von knapp 300 Pfarreien, gegen 700 Schulen und über 170 Priesterseminare. Gefangennahme und Deportation der weit verstreut zwischen Río Grande und Feuerland wirkenden Ordensleute waren ein komplexes Unternehmen, das sich über Monate hinzog. Die Vorbereitungen erfolgten unter grösster Geheimhaltung. Um Vorwarnungen auszuschliessen, sollen Kinder die Befehle kopiert haben, die mit genügend zeitlichem Vorlauf vom spanischen Hof an die Kolonialbeamten in Übersee verschickt wurden. Alle Jesuiten waren innerhalb von 24 Stunden nach Öffnen der Instruktionen zu verhaften. Den Beamten, die auch nur einen einzigen Ordensmann zu verstecken suchten, drohte die Todesstrafe.

Die Jesuiten selbst fügten sich in ihrem Schicksal und folgten widerstandslos ihren spanischen Häschern. Da nützte auch kein Bitten und Betteln der Indigenen, die sich vielerorts schützend vor ihre bedrohten Glaubensbrüder stellten. Den dramatischen Moment seiner Gefangennahme beschreibt der aus dem zugerischen Baar stammende Jesuit Martin Schmid in einem Brief in die ferne Heimat. «Oh Vater, gehe nicht, lass uns nicht im Stich», sollen die Indigenen vom Stamm der Chiquitanos verzweifelt gerufen haben, als sich Soldaten anschickten, den greisen Pater abzuführen, der sein ganzes Leben als Missionar unter ihnen gewirkt hatte. Gruppenweise wurden die Missionare zu den wichtigsten Häfen geleitet. Eigens von der Krone bereitgestellte Schiffe brachten sie über den Atlantik zum Sammelpunkt in den südspanischen Hafen von Santa María. Mehr als Gebetbuch und Kleider für die Überfahrt war nicht erlaubt. Entwürdigt und gedemütigt gingen die stolzen Krieger Gottes im Mutterland vom Schiff für einige Zeit ins Gefängnis, bevor sie ins Exil gingen.

Straff organisiertes Vorgehen

Die Ausweisung der Jesuiten erfolgte auf dem Höhepunkt der missionarischen Tätigkeit der Gesellschaft Jesu in Lateinamerika. Verwaiste Pfarreien und eingestürzte Kirchenmauern in entlegenen Urwaldgebieten, geschlossene Schulen, Priesterseminare und Universitäten in den Kolonialstädten wie Mexiko, Quito, Lima oder Buenos Aires waren die Folge. Die Jesuiten waren nicht die ersten katholischen Ordensangehörigen, die im Schlepptau der spanischen Eroberer in Südamerika an Land gingen. Ihnen vorausgegangen waren Franziskaner, Dominikaner und Augustiner. Doch im Unterschied zu den konkurrierenden Orden betrieben die Jesuiten ihr Geschäft der Bekehrung der Indigenen zum christlichen Glauben mit besonderem religiösem Eifer und generalstabsmässiger Planung. Innert weniger Jahrzehnte überzogen sie von Mexiko bis Patagonien ganz Südamerika mit strategisch wichtigen religiösen Stützpunkten. Grossen Einfluss auf die koloniale Gesellschaft gewann der Orden dank der Präsenz in Schulen und Universitäten. Unterschiedlich erfolgreich waren die Jesuiten bei der Bekehrung der Indigenen in abgelegenen Urwaldgebieten, wo sie nicht selten auf Ablehnung und offene Feindseligkeit stiessen. Vor allem nach dem brutalen Scheitern der Missionsarbeit im nordamerikanischen Florida erliess der amtierende Jesuitengeneral die Instruktion, die fremden Kulturen sorgfältig zu studieren und die Indigenen «mit sanften Worten und dem guten Beispiel» für Christus zu gewinnen.



Besonders schmerzlich war für den Orden der erzwungene Rückzug aus zwei Missionsgebieten im Herzen des Subkontinents, der Mission bei den Chiquitos-Indigenen auf bolivianischem Boden und der Mission Guaraní im Einzugsbereich der Flüsse Paraná und Uruguay. Im heutigen Paraguay und in den angrenzenden Ländern hatten die Patres während knapp 200 Jahren mit viel Herzblut versucht, im Rahmen eines «heiligen Experiments» die indigene Bevölkerung zu «zivilisieren» und eine Art Gottesstaat zu errichten. Über Jahrzehnte waren mehr als 100 000 zerstreut lebende Indigene in rund 40 Dorfgemeinschaften zusammengezogen worden. Unter der Protektion der Patres, die ihre Schutzbefohlenen auch bewaffneten, waren sie in den sogenannten Reduktionen dem Zugriff korrupter Kolonialbeamter entzogen und vor Übergriffen portugiesischer Sklavenhändler und Piraten geschützt.

Kaderschmiede für eine Elite

Vorausgegangen war eine Art Pilotprojekt im spanischen Vizekönigreich Peru, das als Silberlieferant für die Krone von besonderer Bedeutung war. Dort fassten die Jesuiten 1568 Fuss. Auf knapp 4000 Metern Höhe, am Ufer des Titicacasees, gründeten die Missionare vier Pfarreien um den Flecken Juli. Auf sieben Hügeln errichtet, bekam das geistliche Zentrum bald den Beinamen eines «Roms Amerikas». Noch heute ragen vier mächtige Kirchenbauten im Stil des exaltierten Mestizen-Barocks über die Ziegeldächer des armseligen peruanischen Dorfes bei Puno – sie alle sind das Werk geschickter, von den Jesuiten angelernter einheimischer Baumeister und Steinmetze.

Von Juli aus begannen die Ordensleute die Bevölkerung des Hochlands zu bekehren, nicht ohne zuvor deren Sitten und Gebräuche und die einheimischen Glaubensvorstellungen genau studiert zu haben. Zur Anwendung gelangte schliesslich ein effizientes System der umfassenden religiösen und weltlichen Betreuung. Musik, Bilddarstellungen und Verkündigung des Wortes in Aymara, der Sprache der Indigenen, kamen für die volksnahe

Katechese und den Gottesdienst zur Anwendung. Am Hauptplatz findet sich ein altes Schulgebäude, wo vor allem Kinder der einheimischen Oberschicht erzogen wurden. Dass hier Jesuiten lehrten, verrät das Wappen über dem Portal. Es enthält das Monogramm IHS für den Namen Jesu, das vom Orden oft verwendet wird. Für Alte und Notleidende sorgte die Gemeinde. Um die Ordensleute vor Fehlritten und schleichender Verbuschung zu bewahren, galt das Vier-Augen-Prinzip, will heissen, zwei Jesuiten teilten sich in die Verantwortlichkeiten jeder Pfarrei.

Von grosser Bedeutung war der Versuch des Ordens, die Indigenen dem schädlichen Einfluss der Gutsherren und der kirchlichen Statthalter des Königs zu entziehen. Die Bevölkerung des Missionsgebiets von Juli unterstand der direkten Befehlsgewalt des spanischen Königs – und in dessen Vertretung den Jesuiten. Sie waren es, die zusammen mit den Dominikanermönchen das verwerfliche Encomienda-System mit aller Macht bekämpften. Dieses gab den eingewanderten spanischen Kolonisten das Recht, über eine bestimmte Anzahl von Indigenen als Arbeitskräfte zu verfügen. Im Gegenzug waren die Gutsherren und Minenbesitzer verpflichtet, die ihnen zugehörigen Indios im christlichen Glauben unterweisen zu lassen. Der peruanische Historiker Roberto Tomichá bescheinigt den Jesuiten, im Andenhochland ein Experiment relativer politischer, kirchlicher und sogar wirtschaftlicher Autonomie gefestigt zu haben, das als Grundlage und Vorbild für die Gründung der Reduktionen in Paraguay diente.

Revival im Kalten Krieg

Im 18. Jahrhundert, als die Aufklärung die Geister in Europa bewegte, brandmarkten jesuitenfeindliche Kreise den Orden bald einmal als schädliche Konkurrenz der portugiesischen und spanischen Krone. Die Lehren der Gesellschaft Jesu wurden als aufrührerisch bezeichnet. Portugal und Frankreich hatten als Erste den Jesuiten jegliche Tätigkeit in ihren Ländern und Kolonien untersagt, Spanien folgte nach. 1773 beugte sich schliesslich der Papst dem Drängen der bourbonischen Königshäuser und verbot den Orden ganz. Neben der Französischen Revolution habe kein Ereignis im ausgehenden 18. Jahrhundert die öffentliche Meinung derart bewegt wie die Vertreibung der Jesuiten, schreibt der sozialistische Politiker und Schriftsteller Robert Cunningham Graham. Sein Roman über die Jesuitenmissionen in Paraguay diente später als Vorlage für den preisgekrönten Film «The Mission».

Papst Pius VII. liess 1814 die Gesellschaft Jesu als Orden wieder zu. Der zeitgleiche Zusammenbruch des spanischen Kolonialreiches in Übersee gab den Jesuiten eine neue Chance, ihre Missionstätigkeit jenseits des Atlantiks wiederaufzunehmen. Heute wirken Jesuiten überall in Lateinamerika. Ab 1951, zur Zeit des Kalten Krieges, wurden europäische Ordensangehörige en masse ausgeschiedt, um dem angeblich vorrückenden Kommunismus die Stirne zu bieten und gleichzeitig ein Bollwerk gegen die eifrig missionierenden fundamentalistischen protestantischen Bewegungen zu bilden.

Weitere Informationen bietet das Portal www.jesuitenreduktionen.org, unter anderem mit reichem Bildmaterial und einer interaktiven Zeitleiste.